

# Wohnen in Lehdorf – Ein Zeitzeugenbericht

(1936)

von  
**Edeltraut Lindekamm (\*1922)**

*Edeltraud Lindekamm wurde 1922 als zweite Tochter des Schornsteinfegermeisters Martin Lindekamm und seiner Frau Charlotte, einer Krankenschwester, geboren. Die Familie, in der noch eine dritte Tochter geboren wurde, lebte bis 1929 in Hasselfelde, dann einige Jahre in Wolfenbüttel, wo E. Lindekamm die Mittelschule besuchte, und zog 1936 in die Siedlung Lehdorf um.*

*An die Schulzeit, schlossen sich ein Pflichtjahr und Dienst als Wehrmachtshelferin bis 1945 an. Auf eine Zeit der Dienstverpflichtung durch die britische Militärbehörde folgte eine Phase der Arbeitslosigkeit.*

*Im Jahr 1952 gelang es E. Lindekamm, eine Stelle als kaufmännische Angestellte in der „Braunschweiger Presse“ zu bekommen. 1956 wechselte sie zur „Braunschweiger Zeitung“ über, wo sie von 1964 bis 1985 das Archiv der Zeitung betreute.*

## Ein Beschluss wird gefasst

Im Jahr 1936, als ich 14 Jahre alt war, zogen meine Eltern mit meinen Schwestern und mir nach Lehdorf, in die Siedlung Lehdorf um genau zu sein, in unser neu gebautes Haus auf der Saarbrückener Straße. Vorher hatten wir in Wolfenbüttel in einem schönen, geräumigen Haus zur Miete gewohnt. Doch leider wollte der Eigentümer, ein Architekt, nicht verkaufen. Das war der eine Grund für die Baupläne meiner Eltern gewesen. Zum anderen ärgerte sich meine Mutter fast täglich, dass mein Vater, der Obermeister der Schornsteinfegerinnung in Braunschweig geworden war, zu wenig Zeit zu Hause verbrachte und ständig zu spät zum Essen kam. Davon hatte sie genug, sie wollte nach Braunschweig umziehen und zwar in ein eigenes Haus.

Ein Kollege und Freund meines Vaters hatte gerade in Lehdorf gebaut, am Rande der Siedlung, wo noch Bauplätze zu haben waren. Der Entschluss fiel recht schnell, meine Mutter kümmerte sich um die Bauangelegenheiten, da Vater keine Zeit erübrigen konnte. Sie war die eigentliche Triebfeder. Wir Kinder wurden während der Bauzeit nicht ein einziges Mal mit

zum Bauplatz genommen. Wir hörten nur von unserer Mutter, dass alles sehr hübsch sei wie z.B. der Saarplatz mit netten Geschäften und die Saarstraße von Bäumen eingefasst und mit einem separaten Radweg ausgestattet.

Erst als wir umgezogen waren, begriffen wir drei Mädchen, dass wir die Gegend von einem Radausflug her schon kannten. Das war 1934 gewesen, als es in Siedlung Lehdorf noch viele Sandhaufen und Baugruben, keinen Baum und keinen Strauch gab. Kurzum wir fanden es schrecklich hässlich und konnten natürlich nicht ahnen, dass wir zwei Jahre später hier wohnen würden.

## Das Haus entsteht

Das Grundstück wurde Anfang 1936 erworben, im Mai begann das Ausschachten, die Baugenehmigung wurde im Juni erteilt, dann wurde sehr zügig unter Leitung des Architekten gebaut – Eigenleistungen wurden nicht erbracht - und am 1. Oktober stand der Möbelwagen vor der Tür.

Unser neues Haus empfanden wir Mädchen als etwas eng im Vergleich zu dem in Wolfenbüttel. Mein Vater hatte zwei hintereinander liegende Grundstücke von insgesamt 1400 m<sup>2</sup> gekauft, wovon aber nur das vordere bebaut wurde, der Rest galt als Gartenland und kostete dementsprechend fast gar nichts. Das rückwärtige Gartenstück war etwas feucht, weil direkt hinter unserem Land ein kleiner Graben floss. Mein Vater legte einen kleinen Steg an, so dass man gleich von der hinteren Gartenpforte in den Wald gelangen konnte.

Das schlüsselfertige Haus kostete damals 24.000.- RM. Es war mit einer Hypothek von 10.000.- RM bei der Volksbank belastet. Bis Kriegsende waren die Schulden schon getilgt.

Unser Haus besitzt eine Grundfläche von 99 m<sup>2</sup> im Erdgeschoss, darüber ein Dachgeschoss und einen ausbaufähigen Dachboden, es und ist voll unterkellert. Wenn ich mich recht erinnere, gab es eine Vorschrift, die besagte, dass die Größe von 100 m<sup>2</sup> bei den Reichsheimstätten-Häusern\* nicht überschritten werden dürfe.

## Die Aufteilung des Hauses

Im Erdgeschoss befanden sich nach Süden zwei große ineinander übergehende Zimmer, das Herrenzimmer mit Schreibtisch, Bücherschrank und Sitzecke möbliert, und das Esszimmer mit dem ovalen Tisch, der sechs bis zwölf Personen Platz bot.

Angrenzend lag die sogenannte kleine Stube, wo das Klavier stand, wir Kinder an einem großen Tisch unsere Hausarbeiten machen konnten und unsere Mutter nähte und stickte.

Allerdings wurde dieser Raum auch manchmal zur Schneiderstube umfunktioniert, wenn die Hausschneiderin sich für ein paar Tage bei uns einquartierte, um uns alle zu benähen.

Die Küche, ebenfalls im Erdgeschoss, hatte zwei kleine Nebengelasse: Besen- und Speisekammer, außerdem hatte mein Vater einen Gaskühlschrank angeschafft, um leicht Verderbliches zu kühlen. Neben der Küche dann das Badezimmer mit Toilette, Waschbecken und Badewanne versehen.

Im oberen Geschoss gibt es vier Schlafräume, einen für die Eltern, einen für uns drei Mädchen, einen für den Lehrlingen und Gesellen und schließlich einen für das Mädchen, denn meine Mutter hatte, solange ich zurückdenken kann, immer eine Haushaltshilfe.

Schließlich befand sich hier auch das zweite Badezimmer, das wie das untere ausgestattet war. Bei so vielen Personen im Haushalt war das auch notwendig. Nach dem Krieg, in den Zeiten der Wohnraumbewirtschaftung, als wir das Haus zeitweise mit 14 Personen bewohnten, waren wir sehr froh über diese Planung des Architekten.

## Der Keller wird wichtig

Aber der Architekt hatte meinen Vater auch anderweitig gut beraten, nämlich in Bezug auf den Keller. Er hatte empfohlen, speziell bewehrte Stahlbetondecken einzuziehen, die für den Fall, dass das Haus einstürzen würde, die gesamte Last des Hauses würden tragen können. Das war zwar etwas teurer, aber mein Vater hatte sich dafür entschieden.

Im Kellergeschoss befanden sich der Vorratskeller, die Waschküche, der Heizungskeller mit Koksvorräten und der Zentralheizungsanlage, die auch das warme Wasser lieferte, und schließlich die sogenannte schwarze Bude, ein Raum mit Einbauschränken und einer Dusche. Seinen Namen hatte das zusätzliche Badezimmer erhalten, weil die Schornsteinfegergesellen und -lehrlinge dort ihre rußigen Lederanzüge aufhängten, sich nach der Arbeit säuberten und ihre Straßenkleidung anzogen. Erst dann waren die schwarzen Männer für die Wohnung „zugelassen“ und tranken mit der ganzen Familie Kaffee, Malzkaffee versteht sich.

Später diente unser Keller als Luftschutzraum, in dem sich die Nachbarschaft zusammenfand, oft 15 bis 20 Menschen. In der Waschküche nebenan hatte mein Vater einen alten kleinen Kohleofen angeschlossen. Dauerten die Angriffe lange, buk meine Mutter für alle auf der heißen Herdplatte Kartoffelplätzchen, dazu gab es selbstgemachte Marmelade. Sie fand immer, dass etwas zu essen beruhigt. Meine ältere Schwester Erika und ich haben kaum mit in

diesem Schutzraum gegessen, da wir die meiste Zeit unseren Dienst als Wehrmachtshelferinnen\*\* außerhalb Braunschweigs taten. Nur den schweren Angriff vom 14./15. Oktober 1944, als die Innenstadt Braunschweig so heftig zerstört wurde, habe ich dort im Keller miterlebt.

## Unsere Nachbarschaft

In unserer Nachbarschaft in der Saarbrückener Straße stehen überwiegend Einfamilienhäuser, wenige Doppelhäuser. Während in den relativ kleinen Siedlungshäusern\*, z.B. in der Dillinger oder Völklinger Straße, häufig kinderreiche Familien wohnten, gab es in unserem unmittelbaren Umfeld eher kleinere Familien, z.T. auch kinderlose Ehepaare, wie etwa ein paar Häuser von uns entfernt der Maler Walter Hoeck\*\*\* mit seiner Frau oder direkt nebenan eine junges, noch kinderloses Ehepaar. Er arbeitete in der Munitionsfabrik in Vechelde in nicht ganz untergeordneter Funktion und machte nach dem Krieg eine eigene kleine Schlosserei auf seinem Grundstück auf.

In der Nachbarschaft wohnten einige Beamte und Angestellte, ein Versicherungsagent, eine Lehrerin, ein Ingenieur, ein Schauspieler, ein Inhaber eines Herren- und Damenbekleidungsgeschäfts, ein Druckereibesitzer, ein Besitzer eines Glas- und Porzellanengeschäfts, aber auch ein altes, berentetes Ehepaar, die einzigen, die bei einer Bombardierung Lehndorfs in ihrem Haus ums Leben kamen. (Lehndorf wurde oft durch sogenannte Weihnachtsbäume° gekennzeichnet, weil in der Nähe die Deutsche Forschungsanstalt für Luftfahrt Hermann Göring lag, der die Bomben eigentlich galten.) Eigentlich wohnten in unserer Umgebung Leute aus dem mittleren Milieu, keine reichen Knöpfe, aber auch niemand, der am Hungertuch nagen musste.

## Gemeinschaft in Lehndorf?

Da wir Mädchen schon relativ groß waren, als wir nach Lehndorf zogen, haben wir nicht so viele Beziehungen zu Gleichaltrigen geknüpft. Man traf sich zwar im Aufbauhaus am Saarplatz zum Dienst beim BDM, aber viel weiter gingen die Kontakte nicht. Ich zum Beispiel beendete noch meine Realschulzeit in Wolfenbüttel und hatte dort meine Schulfreundinnen; meine ältere Schwester begann mit ihrer Ausbildung in der Fröbelschule, und meine jüngere Schwester besuchte eine Schule in der Leonhardstraße. Meine Mutter lernte doch einige Frauen aus Lehndorf kennen, weil sie gebeten worden war, die Leitung der NS-Frauenschaft°° in Lehndorf

zu übernehmen, denn sie habe doch genügend Zeit dafür. Etwas despektierlich nannten wir Mädchen den Verein immer den „Entensturm“. Manches Mal musste ich zu den Frauenschafts-Abenden mittragen, die Quetschkommode<sup>oo</sup> umgehängt. Dann traf man sich in Altlehndorf in der Gaststätte von Willi Wolfangel, es wurden Lieder eingeübt und gesungen und Rezepte ausgetauscht - auf diese Weise verging so ein Abend schnell.

\* **Reichsheimstättenhäuser:** Das Reichsheimstättengesetz von 1937, das auf dem Reichssiedlungsgesetz von 1919 basierte, sollte wie sein Vorgänger die Wohnbedingungen der Arbeiter und Angestellten verbessern und die Mietsblöcke zurückdrängen. In der NS-Zeit unterschied man zwischen Wohnheimstätten, das waren Familienhäuser mit Nutzgarten für vorstädtische und halb ländliche Verhältnisse, und Wirtschaftsheimstätten für Landwirtschaft oder Gärtnerei. Reichsheimstättenhäuser waren für den Eigentümer nicht frei veräußerbar, Vorkaufsrecht hatte der Bauträger. Wegen persönlicher Schulden durfte ein Heimstättenhaus nicht versteigert werden. Die „Eigenheime“ besaßen eine größere Wohnfläche als die „Kleinsiedlungen“ bzw. Siedlungshäuser und wurden anders finanziert.

\*\* **Wehrmachtshelferin:** vgl. die Berichte von **Waltraud Hanopulos und Annemarie Zarnikow** in diesem Buch

\*\*\* **Walter Hoeck:** Braunschweiger Maler (1885-1956), NSDAP-Mitglied, schuf pathetisch-realistische Bilder wie „Pflügender Bauer“, „Marsch durch Frankreich“ oder „Das junge Deutschland“ (vgl. die Bildseite **Hauptbahnhof**). Sein bekanntestes Werk ist „Das brennende Deutschland“, das die Zerstörung der Stadt 1944 emotionalisiert darstellt.

o **Weihnachtsbäume:** Leuchtende Markierungszeichen in einem bestimmten Quadrat, von alliierten Flugzeugen vor einem Bombenangriff abgesetzt, sollten den Bombern die Ziele ihrer Bombenabwürfe zeigen.

oo **Quetschkommode:** Schifferklavier, Ziehharmonika

**Quelle:** Zeitzeugeninterview mit Edeltraud Lindekamm, aufgezeichnet und bearbeitet von Regina Blume 2001

Aus: Bein